

Das Glöcklein des Glücks.

Roman von Ludwig Rohmann.

Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Ulrich hatte die Aufforderung, sich zu sehen, überhört. Er war zum Fenster hingetreten und starrte verärgert hinaus, während Eve die Mutter sorgsam hinausgeleitete.

„Kommen Sie, Ulrich — sehen Sie sich zu mir her.“ Er wartete geduldig, bis Ulrich herangefommen war und sich gesetzt hatte. „Sie haben da vorhin zwei Fragen gestellt, auf die Sie noch keine Antwort haben: Wie's mir denn geht und wo es fehlt. Na, es geht mir schlecht, — viel schlechter, als es den Anschein hat. Und wo es fehlt? Da drinnen, an dem vielgeplagten Muskel, den wir Herz nennen. Um es kurz und bündig zu sagen: Ich gebe mir nur ein paar Tage noch, wenn nicht alle Zeichen trügen.“

Ulrich erschrak heftig: „Das wäre ja schrecklich!“

„Sehen Sie, das ist auch meine Meinung. Nicht um meinetwillen natürlich. Ich hab' mich mein Lebtag reblich geplagt und hab, gerade um der Plage willen das Leben lieb gehabt; überschätzt aber hab' ich's nie, und wenns doch damit vorbei sein soll — ich werd' nicht flennen und jagen. Aber da ist nun meine arme, hilflose Frau, und da ist meine Eve. Mir scheint, daß die mich noch recht gut brauchen könnten, und der Gedanke an sie ist es, der mir die Todeszuversicht zur Folter macht. Verstehen Sie das?“

„Mein Gott das ist doch nicht schwer zu begreifen!“ Ulrich war wirklich noch ganz fassungslos.

„Umso besser denn. So können Sie mir gewiß allerlei sagen, was mir die Sorge ein wenig von der Seele nehmen kann, nicht wahr?“

Ulrich rückte höchst unbehaglich auf seinem Sitz hin und her, und dabei schoß ein häßlicher, aufreizender Gedanke in ihm auf. Vielleicht war die Krankheit bei ihm gar nicht so schlimm, vielleicht sollte die Aussicht auf den nahen Tod nur als PreSSION gegen ihn ausgeübt und seiner Unentschlossenheit ein wenig nachgeholfen werden. Na, er wollte vorsichtig sein —

„Das alles kommt so überraschend für mich“, begann er unsicher, „daß ich im Augenblick wirklich nicht weiß, was ich Ihnen sagen soll. Ich hatte ja keine Ahnung!“ Er brach ab, weil die Augen des Kranken, die fest und feindlich auf ihn gerichtet waren, ihn verwirrten.

Behold räusperte sich energisch.

„Zunächst einmal möchte ich mit dem, was ich Ihnen da eben unter Hinbeutung auf Eve und meine Frau von meinen Sorgen gesagt habe, nicht mißverstanden sein. Ich will weder Ihr Mitleid, noch so etwas wie Erbarmen; ich will nur ganz einfach wissen, wie weit sie sich das Recht sichern wollen, um Eves Zukunft besorgt zu sein. Ueber das Maß Ihres Anspruchs müssen Sie nun aber doch allmählich einigermaßen klar sein. Oder irre ich, wenn ich das annehme?“

„Natürlich bin ich mir darüber klar“, sagte Ulrich, während er seine Fingerspitzen angelegentlich besah. „Sie wissen doch, daß ich Eve lieb habe, und Sie haben uns doch auch Ihre Einwilligung gegeben —“

Herr Doktor — es ist kein Kunststück, meine Eve lieb zu haben, und irgend eine Gewähr liegt in dieser Tatsache jedenfalls nicht. Und wann habe ich Ihnen meine Einwilligung gegeben? Ich habe Ihnen lediglich erlaubt, Eve als Ihre zukünftige Braut zu betrachten, ich habe Ihren Verkehr in meinem Hause unter einer sehr bestimmten Voraussetzung in den Formen gestattet, die man sonst nur dem erklärten Bräutigam zugesteht. Ich habe Ihnen damit Rechte gegeben, die Sie genießen, ohne daß Sie etwas Greifbares an Pflichten dagegen gesetzt hätten. Lügen die Umstände anders, so könnte das vielleicht noch ein kleines Weilchen so gehen, obschon ich nicht weiß, ob meine Geduld sehr lange noch ausgereicht haben würde. Jetzt aber ist alles anders geworden und ich muß wissen woran ich mit Ihnen bin.“

„Aber lieber Doktor“, sagte Ulrich ein wenig empfindlich, „wissen Sie auch, daß das alles recht wenig schmeichelhaft für mich ist?“

„Es kommt mir auch gar nicht darauf an, Ihnen Schmeicheleien zu sagen. Die Minuten sind jetzt wertvoller für mich geworden, als sie es je gewesen sind, und mir bleibt nur noch Zeit für die ernstesten Pflichten.“

„Nun denn, seien wir also ernsthaft! An meiner Absicht, Eve zu heiraten, hat sich nichts geändert, an Eves Liebe zu mir ebenjowenig — damit aber ist die Lage ausreichend geklärt. Das offizielle Verlöbniß ist am letzten Ende doch nur eine Formsache —“

„Da muß ich abermals widersprechen. Das Verlöbniß allein gibt Ihnen nach meinem Tode das Recht, sich um das Wohl und Wehe Ihrer Braut zu kümmern und frei

hier im Hause zu verkehren. Oder sind Sie wirklich anderer Meinung?“

„Nein, natürlich nicht. Aber selbst, wenn das Verlöbniß jetzt unterbleibe —“

„Was?! Herr, wollen Sie mich zum Besten haben? Wollen Sie die Verlobungsanzeige vielleicht gar mit der Todesanzeige verschicken?“

Ulrich stand im höchsten Unbehagen auf.

„Sie treiben alles auf die Spitze, und wenn ich auch Ihrem Zustand Rechnung trage, so fällt es mir doch schwer, Ihnen ohne jede Empfindlichkeit zu folgen. Aber wenn es Sie nun beruhigen kann — ich will also mit meinem Vater sprechen, und wenn ich wieder komme, werde ich Ihnen seine vorbehaltslose Zustimmung bringen.“

„Ich muß wiederholen, daß Sie mich nicht beruhigen sollen. Ich will nur eine klare Lage haben. Es kann mir dazu aber nicht genügen, wenn Sie mir erklären, daß Ihr Vater einverstanden sei. Er hätte längst den Weg zu mir finden müssen! Der Weg zu mir ist nicht weiter als nach

sein, wenn Sie mir die Ueberzeugung beibringen, daß ich ein alter griechgrämter Schwarzseher bin, der Ihnen unrecht tut.“

Ulrich war bleich geworden. Es tat ihm weh, sich erkannt zu sehen, und doch empörte ihn die Selbstverständlichkeit, mit der Behold ihm das alles ins Gesicht sagte. Das war ja beinahe Lutzsch. — Und nun gar demütig zugestehen: Ja, Verehrtester, Sie haben recht, und ich bin eigentlich ein Windhund — hoohoh!

„Doktor, Sie sind ein kranker Mann und ich will nicht gehört haben, was Sie mir da ungeheuerliches gesagt haben.“

„Redensarten und kein Ende! Geben Sie mir eine Antwort, wie ich sie fordere —“

„Es gibt Fragen, auf die man nicht antworten darf, wenn man nicht sich selbst herabwürdigen will.“

„Ulrich!“ rief Behold außer sich, „ich bin krank, Sie sagen es selbst. So lassen Sie doch in Teufels Namen die Pose, die uns beiden nichts nützt, und antworten Sie — wie es einem — Manne zu — —“ Er vollendete nicht. Seine Linke fuhr mit einer krampfhaften Bewegung nach dem Herzen und dann sank er mit einem unterdrückten Stöhnen zurück. Ulrich war in höchstem Schrecken zugesprungen.

„Herr Behold — um Gottes willen, was ist Ihnen —?“

„Schnell — ein Glas — Wein —“

Neben dem Bette stand eine halbe Flasche Sekt in einem Kühlt. Ulrich füllte schnell ein Glas und führte es an die zitternden Lippen des Kranken, der es gierig austrank. Dann wurde er langsam ruhig, die schmerzverzerrten Züge glätteten sich und nun lag er mit geschlossenen Augen in tiefer Erschöpfung da.

Nach ein paar weiteren Minuten öffnete Behold die Augen. Er sah Ulrich mit einem so wehen Ausdruck an, daß er in jäh erwachtem Mitleid, in das sich die Neuse mischte, nach der Hand des Kranken griff.

„Ich will alles tun, was Sie wollen — alles. Und morgen komme ich wieder — mit meinem Vater, Sie sollen sehen, ich bringe ihn —“

Behold winkte nur mit einer matten Handbewegung nach der Türe.

Ulrich drückte noch einmal die zitternde Hand, dann ging er langsam zur Türe. Dort blieb er stehen, um sich zu sammeln, und dann ging er nach einem letzten langen Blick schnell hinaus.

Die beiden Frauen empfingen ihn mit angstvoll fragenden Blicken.

„Ulrich — um Gottes willen, was ist dir? Wie siehst du aus —“ rief Eve.

Ulrich hatte den Schrecken noch immer nicht ganz verwunden, aber er zwang sich doch ein Lächeln ab.

„Wie ich aussehe? Wie denn?“ Aber als sie sich dann an ihn schmeigte und lebend zu ihm aufsaß, hielt die Versteckung nicht mehr vor. „Geh zu deinem Vater, Liebste, und verlaß ihn nicht. Er ist sehr sehr krank und er hat dich nötig. Mich laß nach Hause gehen — ich muß mit meinem Vater sprechen, unferetwegen. Morgen komme ich wieder, wenn irgend möglich, schon morgen früh. Brauchst du mich früher, so rufe mich und ich bin da.“

Eve flog davon und Ulrich gab Frau Anna die Hand. „Wir haben eine ernste Aussprache gehabt, die ich nicht gesucht und nur zum kleinen Teil verschuldet habe. Vielleicht können Sie ihn beruhigen. Ich werde

alles tun, damit ich frei vor aller Welt das Recht gewinne, für Eve und für Sie einzutreten.“

Frau Anna sah ihn mit klaren Augen unverwandt an.

„Ich glau'e an Ihren Willen, Ulrich, und alle meine Wünsche begleiten Sie. Gehen Sie jetzt. Man sagt der Liebe nach, daß sie keine Hindernisse fürchte. Ich möchte gern — ach, ach so gern, auch an Ihre Liebe glauben dürfen —“

Fortsetzung folgt.



Kriegsweihnachten.

Die Erde steht in Blut und Brand
Es zittern tausend Herzen
Und dennoch leuchten durch das Land
Heut Nacht die Weihnachtskerzen.

Im Frost erstarrt liegt Tal und Hang
Kalt fallen weiße Flöden.
Und doch mischt heller Wieder Klang
Sich mit dem Schall der Glocken.

Es fließen Tränen heiß und schwer
Um die, die fern gefallen.
Und doch erklingt die süße Mär,
Vom Kindelein heut uns allen.

Der du in Angst und Schmerzen bist,
Ragst in der Nacht heut schauen:
Es schwebt der liebe heilige Christ
Hoch über unseren Gauen.

Er reckt die teure Segenshand
Still über alle Wunden,
Weiß Auge seine Spuren fand,
Der muß daran gesunden.

Drum heb den heißen Blick empor
Vom Dunkeln, Schweren, Nahen,
So siehst auch du den Engelschor,
Den einst die Hirten sahen.

Auguste Supper.

Dambigen, und dort ist er ja auch kurz vor Prochnows Tode gewesen. Das sagen Sie ihm ruhig, und sagen Sie ihm auch, daß er sich nicht zu viel Zeit lassen darf. Wollen Sie das?“

„Ich muß wohl, da Sie es wünschen —“

Behold griff mit gespreizten Händen in die Luft, als wolle er irgend ein Unsichtbares greifen und zermalmen.

„Zum Teufel mit Ihren Redensarten! Da Sie es wünschen —! Muß ich das alles denn erst wünschen, und versteht sich nach dem simpelsten menschlichen Empfinden nicht ganz von selbst?! Da muß ich mich ab, an Ihr Herz zu klopfen und einen Ton zu wecken, der meine Sorge beschwichtigen und mein Vertrauen zu Ihnen festigen könnte, und Sie haben den Mut, mich mit Redensarten und gewundenen Zusicherungen abzuspülen! Herr Doktor von Bannoß, die Sache ist bitter ernst, verstehen Sie? Und wenn Sie's denn doch noch nicht gemerkt haben, so will ich's Ihnen nun endlich sagen, daß ich nicht nur Ihrem Vater, sondern vor allem Ihnen mißtraue, jawohl Ihnen! Sie stehen anders vor mir, als damals, da sie um Eve warben! Ich verstehe mich ein bißchen auf die Menschen und mir will scheinen, daß Sie heute nicht mehr um Eve werden würden, und daß Ihnen gar nichts daran liegt, Ihren Vater zur öffentlichen Verlobung zu überreden. Denn wollten Sie die Verlobung wirklich, dann könnten Himmel und Hölle wider Sie sein — Sie würden sie durchsehen. Antworten Sie mir darauf, wenn Sie können, und Sie sollen dreimal gesegnet

Weihnachtsgedanken.

Von Geh. Konsistorialrat D. Scholz in Berlin.*

Es ist der deutschen Art gemäß, stille zu werden und das Heilige zu ehren. Im deutschen Gemüt liegt eine Welt voll unerschöpfter, ungeahnter, oft unbewußter Andacht. Mut kann wohl jeder haben, wie jede Sprache davon redet. „Mut zeigt auch der Rameleuf.“ Aber im Gemüt, wie unsere Sprache davon redet, da erst ist jener Ruhepunkt gegeben, wo der Lärm des Alltags verstummt, das Klirren der Waffen verhallt, und jene leisen Stimmen erklingen, die unseres Wesens Grund und Ziel in tiefen Akkorden verkünden. Wir Deutsche waren im Lauf der Zeit etwas zu laut geworden. Wir lebten im Zeitalter des Verkehrs und

* Aus „Weihnachtsgruß für Deutschlands Krieger“ (Vollschriften zum großen Krieg Nr. 11.12. Verlag des Evangelischen Bundes, Berlin W 35).

lieben dieses Zeitalter mit seinen Anregungen und Aufregungen, seinen glanzvollen, oft auch geräuschvollen Neuerungen, seinen Wandlungen und Steigerungen. Wir hatten es herrlich weit gebracht. Aber auf Kosten jenes Erbes, das die Geschichte uns mitgegeben, über dem wir als gute Hausväter wachen sollten, das uns von allen Völkern unterschied und uns etwas vor ihnen vorausgab. Wer sprach noch von seinen inwendigen Gefühlen? Wer hörte zu, wenn andere davon sprachen? Von Liebe, Treue, Begeisterung, Glauben, „von allem Hohen, was Menschenherz erhebt, von allem Säßen, was Menschenbrust durchbebt?“ Nun wollen, nun müssen wir wieder zurückfinden, zurück zu jenen letzten Elementen, die in der Welt des Gemüts verankert sind. Nun laßt uns stille werden und das Heilige ehren. Ein Volk, dem nichts mehr heilig wäre, wäre dem Untergang geweiht. Wir aber wollen nicht untergehen. Drum werde stille, meine Seele, löse dich einen Augenblick, löse dich eine Abendstunde vom Drang und Zwang des Irdischen. Sei ein Deutscher und stimme mit ein: Stille Nacht, heilige Nacht. Sei ein Christ und sei ein Christ, und horche auf das andere: „Vom Himmel hoch da komm ich her.“

Wir wollen nicht bestreiten, daß erst die Not den unermesslichen Ernst über unser Leben gebracht hat, die unergründliche Tiefe in unser Leben gegraben hat. Aber es ist ein Mehrwert dabei. Wie wenn der Architekt zur Reinigung der Mauer den Putz heruntergeschlagen läßt und entdeckt dahinter mit freudigem Staunen ein altes längst vergessenes Bild, das er nun wieder zu Ehren bringt. Wie einer in der Erde grub, nur um das Erdreich aufzulockern, und stieß auf metallische Ueberreste von weltgeschichtlicher Bedeutung. So hat die Not uns beten gelehrt und hat uns wieder sehen gelehrt, daß es unsichtbare Güter und Kräfte gibt, die größer sind als wir. Ein solches Gut ist das Vaterland, seine Ehre, sein Glück seine Wohlfahrt und Freiheit. Lieber das Leben lassen, als das Vaterland preisgeben. Doch liegt das noch im Irdischen. Unsere Not drängt höher hinaus. Näher, mein Gott, zu dir! Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. Was wir in diesem Krieg erleben, geht über Schicksalsfügung und über blinde Willkür der Menschen, über englische Dabgier, russische Gewalttat, französischen Ehrgeiz und serbische Nordluft hinaus. Die unsichtbare Welt erschließt sich. Vom Himmel hoch erkennen wir und verehren das göttliche Walten.

Auch über der Krippe von Bethlehem waltete dasselbe große Geheimnis. Jetzt liegt das Gotteskind da, beschiden gebettet, doch wohlverwahrt und sorglich behütet. Dann tritt es in den Kampf des Lebens. „Und wirst du groß, so fließt dein Blut von Golgatha herab.“ Hier offenbart sich aller Tiefinn der letzten Gottesgedanken. Durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Sieg, durch Kreuz zur Krone! Das ist sein Weg. Wir wollen ihn gehen. Gewiß nicht ohne unendliche Wehmut, wenn unterwegs ein Kamerad dahinsinkt — „will mir die Hand noch reichen, derweil ich eben lag“ — nicht ohne Wehmut, wenn es nun gilt, den fernen Lieben in der Heimat von seinem Scheiden Kunde zu geben, die letzten lieben Sachen in ihre Hand zurückzuliegen, nicht ohne Wehmut, wenn die Bajarettle schwere Leidensgeschichten erzählen und blasse Stirnen davon reden, wie mühsam das Gesehen ist, nicht ohne Wehmut, wenn daheim der Geschäftsmann zu Neujahr hinüberdenkt und manche Wiftrau mit zitternder Hand die Groschen zusammenzählt, um ihre Miete zu bestreiten. Aber wir wollen den Glauben nicht lassen: Vom Himmel hoch, da komm ich her, ich bring auch gute neue Mär. Und diese Mär ist nicht ein Märchen wie aus Tausendundeine Nacht. Sie ist genau das, was wir brauchen. Ein guter, hoher, mächtiger Rat, Ermütigung und Kraft-erhöhung, sie ist auch Trost im Leid und die Gewähr dafür, daß keines der Opfer, die gebracht sind, umsonst gebracht worden ist.

Weihnachtsgrüße des Königspaares und des Grafen Zeppelin.

Ein frohes Weihnachtsfest auch ferne von der Heimat mit dem Segen, den heldenmütige Pflichterfüllung bringt, wünsche ich von Herzen allen vor dem Feinde stehenden Landeskindern.

Weihnachten 1914.

Wilhelm.

Überall hin, in Kampf und Not, folgen Euch meine Gedanken mit den innigsten Segenswünschen; besonders heute am heiligen Abend, den Ihr so fern von Euren Lieben im Feindesland verbringen müßt. Alle meine Wünsche fasse ich zusammen in dem einen: Behüte Euch Gott!

Charlotte.

Liebe Kameraden draußen im Felde!

Wie ab und zu meine Luftschiffe, so fliegen beständig meine Gedanken zu Euch! Besonders am Weihnachtsfest. Da haben wir Allen 1870 auch am Feinde gelegen in Not und zuversichtlichem Hoffen. Möchte Euerem glaubensfrohen treuem Beharren auch bald der entscheidende Sieg und ein ruhmvoller Frieden zuteilwerden. Das walle Gott!

Graf Zeppelin.

Was sollen wir tun?

Friedensregeln zur Kriegsweihnacht

Was sollen wir tun an diesem Weihnachtsfest? Vor allen Dingen uns diesmal wenigstens mehr als je auf die Hauptsache besinnen: auf das Innerliche am Weihnachtsfest. „Euch ist heute der Heiland geboren!“ Gott sei Dank, daß wir an eine ewige Liebe glauben dürfen! Weihnachtsfest liegt nicht in der Ferne, es liegt in deiner Seele. Hast du's nicht, dann laß die's schenken und du wirst glücklich sein.

Und unsere Kinder? — Leuchten sollen ihre Augen auch an diesem Abend, wie nur Kinderaugen leuchten können; dafür wollen wir schon sorgen, wenn schon Kriegsweihnacht ist! Wer weiß, was du einmal im späteren Leben wirst durchmachen müssen, du kleines Menschenkind! Da wirst wohl ein wenig aufgespeicherter Sonnenwärme brauchen können. Auch dies Weihnachtsfest soll hell in deinem Leben nachglänzen.

Mehr als sonst fordert dieses Christfest feste, nicht trohige oder verzagte Herzen. Dem es zu schwer fallen will, stark und still zu sein, der erweise denen um ihn herum um so mehr Liebe. Ist es doch eine hundertfach gemachte Erfahrung, daß man am besten über Verzagttheit und Heimweh hinwegkommt, wenn man an Anderer Wohl und Wehe Anteil nimmt. Unglückliches Sorgen verzehrt die Kraft, aber treue Fürsorge für Andere richtet wunderbar auf.

Denken wir in diesen Festtagen auch derer, die des Todes Hand hart gestreift hat, daß keine Freude aufkommen mag; an die durch den Krieg heimatlos, arm und einsam Gewordenen! Ist nicht so, daß wir uns untereinander viel zu wenig kennen? Zum Kennenlernen aber gehört warme Liebe. Laß Liebes, dann siehst du Weihnachtsfest.

Was du auch tust, um reiner, reifer, freier zu werden, du tust es für dein Vaterland.

In Leid und Schmerz, in Freud und Schmerz, denk, mein Herz: „Allzeit aufwärts!“

Friede im Krieg.

Die Nacht zum 25. Dezember 1870 war eine wunderhelle Christnacht, zwar eilig kalt, aber die Sterne glänzten so prächtig vom Himmel, daß sie die weite schneebedeckte Ebene erhellten. Die Deutschen lagen vor Paris und die Leutgraben der beiden Heere waren einander so nahe, daß man hüben und drüben das „Wer da?“ der Vorposten und Schiltschützen, ja sogar das Anstehen der Gewehre deutlich hören konnte, wenn sie nach dem Anrufen ihre Gewehre wieder auf die Erde stellten. Da hat um Mitternacht einer der Franzosen, ein kleiner, aber kühner Burche, seinen Hauptmann, de Ray, um die Erlaubnis, den Posten verlassen zu dürfen. Der Hauptmann glaubte zuerst, der Mann wolle nach Paris hinein, um dort Weihnachtsfest zu feiern, und schlug es ihm rundweg ab. Der Soldat aber entgegnete, er wolle gar nicht nach Paris, sondern auf der Seite nach den Deutschen zu einige Schritte aus dem Laufgraben heraustreten, „nur auf 2 Minuten“. De Ray gab ihm darauf die Erlaubnis. Plötzlich kletterte der Burche aus dem Graben heraus und ging fünf Schritte vor. Deutlich hörte man den Schnee unter seinen Füßen knirschen. Dann blieb er stehen man mußte seine Gestalt auch von drüben deutlich sehen können — grüßte militärisch und stimmte mit kräftiger Stimme das berühmte französische Weihnachtslied von Adam an:

„O hehre Nacht, o heilige Stunden,
Da Gottes Sohn zu uns herniederkam...“

Ungeahnt und einfach, aber mit großer Innigkeit sang er das Lied zu Ende. Seinen Landsleuten traten die Tränen in die Augen. Gemüß, sagt de Ray, mochten sich auch bei den Deutschen ähnliche Gefühle regen, denn es geschah nichts Feindliches drüben, und man hörte nicht das geringste Geräusch von dort. Als unser Sänger sein Weihnachtslied beendet hatte, grüßte er nochmals militärisch, drehte sich auf den Abjagen herum und erreichte ungefähr den Laufgraben. „Ist es Ihnen leid, Kapitän, daß Sie mich haben heraustreten lassen?“ fragte er. Ich hatte keine Zeit zur Antwort, als schon hinter der Brustwehr des deutschen Laufgrabens ein großer Hutar aufstand, einige Schritte vorging, halbblütig grüßte, seine Kopfbedeckung abnahm und in die eilige Nacht, mitten unter den Lautenden von Bewaffneten, nun auch sein Weihnachtslied voller Lust hinauslang, das deutsche Weihnachtslied, in dem es von dem Gotteskinde heißt, daß es aus Liebe zu den Menschen auf die Erde gekommen sei. Wie es gelautet habe, das erzählt der Franzose nicht, es wird aber wohl kein anderes gewesen sein als unser

„O du frühliche, o du heilige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Christ ward geboren:
Freue, freue dich, o Christenheit!“

Auch der deutsche Krieger sang sein Lied zu Ende. Und als er den Rehrim wiederholte und rief: „Weihnachten! Weihnachtsfest!“ da erscholl aus allen Laufgräben wie ein großes Echo der Ruf: „Weihnachten! Weihnachtsfest!“ Aber die Ebene und die Franzosen schrien: „Noel! Noel!“ und so hatten in diesem Augenblick die beiden feindlichen Truppen sich in demselben Gedanken in Frieden zusammengesunden. „Friede auf Erden!“ auch über allem Streit der Welt. ep.

Kriegs-Allerlei.

Hausinschriften im Kriegsjahr.

Unter dem Einfluß der großen weltgeschichtlichen Ereignisse, die schon so manches halboerschüttete edle Gut im deutschen Volke wieder ans Tageslicht beförderten, entstand auch die folgende hübsche Inschrift, die in Kassei der Baumeister eines neuen fertiggestellten Hauses seinem Werke zu Ruh und Frommen kommenden Geschlechtern mit auf den Weg gegeben hat:

In großer Zeit bin ich geschaffen,
Wo deutsche Art und deutsches Schwert
Sich gegen eine Welt in Waffen
In blutigem Kampfe neu bewährt.

Es wäre hocherfreulich, wenn die schöne alte Sitte der Hausinschriften sich wieder einbürgern würde.

Als Automobilkennerin im Osten.

In Ostpreußen ist jetzt eine Dame, die den Feldzug, freiwillig als Chauffeurin mitmacht und sich allen damit verbundenen Mühseligkeiten und Gefahren unerschrocken aussetzt, das Eiserne Kreuz zuteil geworden. Es ist dies Frau Dr. Reimer aus Kapiau im Regierungsbezirk Königsberg, welche als Automobilkennerin der ersten Division der deutschen Armee an dem Feldzug teilnimmt und der „in Anerkennung für ihre tapferen Fahrten“, wie es in der Begründung der Verleihung heißt, das Eiserne Kreuz zuerkannt wurde. Frau Reimer ist in Berlin der Kronprinzessin Cecilie und kann bei seinem letzten Armeeaufzuge in Ostpreußen auch

Die lange Dauer der heutigen Kämpfe.

Früher war man gewöhnt, die großen Zusammenstöße der Heere an einem Tage zur Entscheidung gebracht zu sehen. Am frühen Morgen wurde die Schlacht eingeleitet, und am Abend war der Sieg erfochten. So geschah es bei Königgrätz am 3. Juli 1866, bei Wörth und Saarbrücken, in den drei großen Augustschlachten bei Metz und Sedan im Jahre 1870. Stets gab es da nur einen Schlachttag. Ein anderes Bild zeigte schon der Russisch-Japanische Krieg. Dort trat uns bereits an allen entscheidenden Wendepunkten ein lange andauerndes Ringen um den Sieg entgegen. — 5, 6 Tage hindurch und mehr. Nicht immer zwar in gleicher, unvermindelter Festigkeit auf allen Teilen des weiten Kampffeldes und auch nicht ohne zeitweise Gefechtspausen. Aber das Anstürmen und Abwehren dauerte unter Zuhilfenahme aller Mittel der neuzeitlichen Technik an, bis schließlich die Kraft der einen Partei — durchweg der Russen — erschöpfte oder völlig gebrochen wurde.

Ähnliches sehen wir im jetzigen Kriege auf allen Fronten, im Westen in Flandern und Nordfrankreich, im Osten auf den Schlachtfeldern Polens und Galiziens, und weit unten im Süden, wo die Oesterreicher den Serben zu Leibe gehen. Unwillkürlich drängt sich daher die Frage auf, woher diese gegen früher so wesentlich abweichende Erscheinung wohl kommen mag. Zwei Gründe sind es, die sie verursacht haben: die außerordentlich gesteigerte Leistungsfähigkeit der Feuerwaffen und die nach Hunderttausenden oder gar Millionen von Kämpfern zählende Stärke der heute zur Entscheidung einander gegenüberstehenden Heere.

Die weittragende Wirksamkeit der neuzeitlichen Geschütze haben zur Folge, daß die Kämpfe auf viel größere Entfernungen beginnen als früher. Schon auf 5 bis 6000 Meter Abstand wird der Angreifer durch die Artillerie des Verteidigers zur Entwidung und zur Erwidung des Feuers gezwungen. Seine Infanterie muß, noch lange bevor sie einen Feind sieht, die Marschkolonnen aufgeben und gefechtsmäßige Formen annehmen. Der Raum, den die Truppe unter der Wirkung des feindlichen Feuers zurückzulegen hat, vergrößert sich dadurch ganz erheblich. Naturgemäß erfordert das Durchschreiten dieses Raumes entsprechend mehr Zeit: denn es ist ein großer Unterschied, ob man nur etwa 2000 oder ob man 6000 Meter querfeldein im Geschützhagel des Gegners vorgehen und sich mühsam heranzuarbeiten muß. Hierzu kommt noch, daß die Wirkung des feindlichen Feuers mit jedem Schritt nach vorwärts verheerender wird. Die Folge davon ist, daß sich das Vorgehen verlangsamt, je näher man an den Feind herankommt, denn das Gelände muß, soweit es nur irgend Deckung bietet, auf das allerforsamste ausgenutzt werden. In Schützengruppen, deren Verluste durch das Nachschießen frischer Abteilungen ersatz finden, sucht die Infanterie vorwärts zu kommen, bis sie eine Entfernung erreicht, die es ihr gestattet, von ihrem Gewehr erfolgreich Gebrauch zu machen.

Dann erst beginnt ihre eigentliche Kampfeskraft. Im Verein mit der Artillerie gilt es, den Gegner allmählich mürbe zu machen. Dieses allmähliche Niederringen wird, sofern sich gleichgute Truppen gegenüberstehen, lange Zeit, Tage und Nächte, in Anspruch nehmen, denn ein Vorgehen zur Herbeiführung der entscheidenden Entscheidung ist mit Aussicht auf Erfolg nur tunlich, wenn man die Feuerüberlegenheit erreicht hat. Ein Vorstoß, ehe das feindliche Feuer niedergehalten ist, würde zu schweren Verlusten, wenn nicht gar zur Vernichtung des Angreifers führen.

Auch das Auftreten der heutigen Massenheere führt eine längere Dauer der Kämpfe herbei. Die Kampffronten sind ganz wesentlich größer geworden. Dies erfordert weite Märsche für alle auf das Schlachtfeld herangezogenen Verbände, namentlich für diejenigen, denen die Aufgabe zuteil wird, einen der feindlichen Flügel zu umfassen. Infolge der weitläufigen Ausdehnung der Schlachtfrent können an einzelnen Punkten errungenen Teilerfolge, die früher oft schon die Gesamtentscheidung brachten, jetzt nur nach und nach eine Wirkung auf das Ganze ausüben. In solcher Lage befindet sich unsere Armee im Westen. Die Erstürmung des vielumstrittenen Ortes Dignuiden, die Eroberung von Bailly bei Soissons und der Höhen von Berry au Bac bei Reims, sowie die Wegnahme einer Reihe von Stützpunkten in den Argonnen sind solche Teilerfolge, die zwar langsam aber sicher unsern entgültigen Sieg herbeiführen.

Verantwortlicher Redakteur: Ludwig Saul.

Druck und Verlag der W. Necker'schen Buchdruckerei, Altona 9.

Erfolgreiche Bekämpfung von

Gicht u. Rheumatismus

durch

Assmanogen Radium Trinktabletten

Brochüre gratis durch

Brunnenverwaltung

Bad Aßmannshausen/Rhein

